

Nr. 194. Bromberg, den 24. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(26. Fortsetzung.)

Ich schritt zu dem großen geschnitzten Tisch hinüber, der auf der anderen Seite der Halle stand und nahm die grauen Lederhandschuhe in die Hand, die dort lagen.

„Ist dies der Handschuh, den Ihr Herr trug, als er nach dem Haag fuhr?" fragte ich, indem ich ihm den linken Handschuh hinhielt.

„Jawohl, mein Herr."

„Ich untersuchte nun den Handschuh genau. Die Außenseite zeigte nichts Auffallendes, als ich ihn aber umdrehte, fiel aus dem Zeigefinger ein winziger Stahlsplitter heraus. Es war scheinbar ein Stück einer Rasierklinge. Jedermann, der seinen Finger in den Handschuh steckte, mußte sich an dem scharfen Stahl ritzen. Ich neigte mich über den Splitter, der auf der Tischplatte lag, um ihn genauer anzusehen, und auch der Diener tat das gleiche.

Er war mit irgendetwas bestrichen — mit einer farblosen gallertartigen Masse.

War der Baron von Veltrup ebenfalls dem Orosin zum Opfer gefallen?

Dies war mein erster Verdacht, der auch später von dem bekannten holländischen Pathologen Doktor Obelt bestätigt wurde, zu welchem ich den Splitter gebracht hatte.

„Zweifellos war dieser Splitter einer Rasierklinge in das neuentdeckte tödliche Gift Orosin getaucht worden", erklärte er mir, als ich ihm am folgenden Abend in seinem Ordinationszimmer gegenübersaß. „Die Polizei hat an dem Tod des Barons, der, nebenbei gesagt, mein Freund war, nichts Verdächtiges gefunden. Doch jetzt, wo Sie mir diesen Stahlsplitter aus seinem Handschuh gebracht haben, an dem er sich geritzt haben muß, was seinen sofortigen Tod zur Folge hatte, erachte ich es für meine Pflicht, den Fall der Behörde zu übergeben."

„Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar, Herr Doktor", erklärte ich.

Ich begleitete dann den Arzt zur Polizei, wo wir von einem Beamten empfangen wurden, der eine dicke Zigarre rauchte, die er auch nicht aus dem Munde nahm, während er mit uns sprach.

Zuerst legte er der Sache keine Bedeutung bei, die Ärzte hatten ja in ihrem Gutachten erklärt, daß der Tod des Barons auf eine natürliche Ursache zurückzuführen sei. Damit sei die Angelegenheit für die Polizei erledigt, meinte er.

„Durch den Kammerdiener des Barons sind wir jetzt aber auf ein tödliches Gift gekommen", fiel ihm der holländische Arzt ins Wort. „Ich erkläre hiermit, daß ich auf einem Stahlsplitter, der im Handschuh des Verstorbenen gefunden wurde, Spuren von Orosin nachgewiesen habe, eines erst kürzlich entdeckten gefährlichen Giftes."

Der Polizeibeamte fuhr von seinem Sitz auf.

„Ist das wirklich wahr, Herr Doktor?" rief er überrascht aus und nahm die Zigarre aus dem Munde.

„Ja, es ist wahr", erwiderte Doktor Obelt. „Die Leiche muß exhumiert werden, damit man feststellen kann, ob der linke Zeigefinger eine kleine Schnittwunde aufweist. Ist dies der Fall, dann haben wir es mit einem Mord zu tun!"

„Der Diener hat schon früher diese Vermutung geäußert, doch da keine Beweise vorhanden waren, glaubten wir ihm nicht", bemerkte der Polizist.

„Doch jetzt ist der Beweis da", fuhr der Arzt fort. „Dieser Herr hier aus England interessiert sich für den Fall und brachte mir den Metallsplitter, den er gefunden hatte."

Der holländische Polizeibeamte zog die Stirn in Falten und fragte mich:

„Haben Sie selbst diesen Splitter gefunden?"

„Jawohl. Ich vermute aus gewissen, mir bekannten Umständen, daß der Baron umgebracht wurde. Die Beschuldigungen des Kammerdieners Folcker bestärken mich in meinem Verdacht, deshalb reiste ich von London hierher und setzte meine Nachforschungen fort, die dazu führten, daß ich dieses Stück einer Rasierklinge in jenem Handschuh fand, den der Baron damals trug, als er zu dieser Zusammenkunft mit dem Fremden nach dem Haag fuhr."

„Doch welchen Nachweis haben wir, daß der mysteriöse Besucher, jener Mann mit der Hornbrille, etwas mit der Sache zu tun hatte?"

„Nach dem Berichte des Dieners blieb der Besucher einige Augenblicke allein in dem Zimmer zurück, in welchem van Veltrup seine Handschuhe abgelegt hatte. In dieser kurzen Spanne Zeit steckte er den vergifteten Stahlsplitter in den Handschuh des Barons."

„Trug er die Handschuhe nicht auch auf der Rückfahrt nach Amsterdam?" fragte der Polizist.

„Nein", erwiderte ich, „der Diener weiß bestimmt, daß der Baron die Handschuhe nicht anzog, sondern in die Tasche seines Staubmantels steckte. Von dort nahm er sie dann nach seiner Rückkehr heraus und legte sie auf den Tisch in der Halle, wie dies seine Gewohnheit war. Erst beim Fortgehen zog er dann den linken Handschuh an, zog ihn aber gleich wieder herunter und rieb sich die Finger. Zweifellos hatte er sich den linken Zeigefinger verletzt und dadurch mit dem Gift infiziert, das den sofortigen Tod zur Folge hat und die gleichen Symptome herbeiführt, wie sie bei Herzschwäche eintreten."

„Orosin sagten Sie, nicht wahr?" fragte der Polizist.

„Jawohl", antwortete ich. „Orosin ist das gefährlichste und am leichtesten beizubringende Gift, das unsere modernen Fachleute kennen."

„Sie brauchen bloß anzuordnen", fiel Doktor Obelt, der einen großen Ruf als Pathologe genoß, ein, „daß die Leiche exhumiert und die linke Hand genau untersucht wird, und Sie werden sich überzeugen, daß die Angaben des Herrn Garfield hier wahr sind."

„Das soll geschehen, meine Herren", versicherte uns der Beamte, „und zwar sofort."

Er hielt sein Versprechen, denn schon am folgenden Vormittag lud man mich wieder zur Polizei und teilte mir dort

mit, daß man tatsächlich am linken Zeigefinger der Leiche eine oberflächliche Schnittwunde gefunden habe.

Es war daher kein Zweifel mehr, daß die Sache nicht mit richtigen Dingen zugegangen war.

Dadurch erschien es aber mehr als wahrscheinlich, daß daß man auch dem Grafen Chamartin. dem intimen Freund Oswald De Gex', eine Dosis Orosin beigebracht hatte!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weiteres über Mateo Sanz.

Die Art und Weise, wie man den unglücklichen Baron van Veltrup aus dem Wege geräumt hatte, war ebenso genial erdacht gewesen wie die, die Despujol bei mir angewendet hatte. Wie ich so über alle Einzelheiten nachdachte, die mir der Kammerdiener Folcker erzählt hatte, fiel mir plötzlich ein, daß man mir den geheimnisvollen Besucher des Barons, der auch den Splitter der Rasierklinge in den Handschuh gesteckt haben mußte, als einen Menschen mit rotem Gesicht und einem dunklen Schnurrbart beschrieben hatte.

Diese Beschreibung paßte genau auf den Freund der Mademoiselle Jacquelot in Montauban, auf den Autodieb Mateo Sanz, welcher der Polizei so geschickt entschlüpft war und der zweifellos ein intimer Freund Despujols war. Um meinen Argwohn zu überprüfen, depeschierte ich sofort an Senor Rivera nach Madrid und bat ihn, mir zum Zwecke der Identifizierung eine Kopie von dem Bilde Sanz aus dem Verbrecheralbum zu senden. Noch am selben Tage erhielt ich die Antwort, daß das Bild unterwegs sei, deshalb blieb ich noch in Amsterdam.

Vier Tage später erhielt ich die Aufnahme, die den Mann in verschiedenen Stellungen zeigte, den ich auf dem Bahnhofe in Montauban im Gespräch mit Mademoiselle Jacquelot gesehen hatte, dem Rivera dann gefolgt war und der dann geflüchtet war, als ihn die französische Polizei verhaften wollte.

Ich ging mit dem Bild zu Folcker und zeigte es ihm.

„Das ist der Mann, der mit meinem Herrn war!" rief er sogleich aus. „Nur trug er damals eine Hornbrille, doch Gesicht und Bart sind gleich. Er war kein Holländer."

„Nein, dieser Mann ist ein Spanier namens Sanz und der Polizei wohlbekannt", erwiderte ich.

„Man sollte ihn in Haft nehmen, denn er ist ohne Zweifel für den Tod meines armen Herrn verantwortlich."

Wir begaben uns zusammen zur Polizei, wo der Diener das Bild identifizierte und noch einige Angaben über den Missetäter zu Protokoll gab.

„Zufällig habe auch ich diesen Menschen gesehen", erklärte ich dem Polizeikommissar. „Es war dies in Montauban, wo ich mit Senor Rivera, dem Vorstande der spanischen Kriminalpolizei, war — doch es gelang ihm, zu entkommen."

„Er wird also gesucht?"

„Ja, wegen Mordes."

Der holländische Polizist ließ ein tiefes Brummen hören.

„Gut", sagte er, „ich werde Nachforschungen anstellen lassen. Jedenfalls danke ich Ihnen bestens für die Mitteilung."

Er schien enttäuscht zu sein, da ich ja seine Ansicht, daß der Baron eines natürlichen Todes gestorben sei, angezweifelt hatte. Er war ein Starrkopf, der sich von der einmal gefaßten Meinung nicht abbringen ließ.

Mit schmerzlichem Empfinden mußte ich einsehen, daß es hoffnungslos war, ihn umzustimmen, deshalb reiste ich am folgenden Tage nach London zurück, zwar verärgert, aber doch wieder befriedigt, da es mir gelungen war, die wahre Todesursache des Barons festzustellen.

Wochen vergingen — die Nachforschungen fortzusetzen, schien aussichtslos. Der Sommer schwand, doch Frau Tennison und ihre Tochter waren noch immer in Lyon. Die Berichte klangen wenig hoffnungsvoll — der Zustand meines armen Lieblings war immer noch der gleiche. Immer und immer wieder kam ihr die Erinnerung an jene drei Farben, die sie verfolgten — rot, grün und gold.

Gabrielens Mutter schrieb mir, daß der Professor sehr freundlich war. Er tat alles, was in seinen Kräften stand, doch der Erfolg wollte sich nicht einstellen.

„Ich fürchte, die arme Gabriele wird nie mehr gesund werden", schrieb sie in einem ihrer Briefe. „Der Professor ist zwar immer voll Hoffnung, doch sehe ich ihm an, daß ihm dies nicht von Herzen kommt. Ich fürchte mich, daran zu denken, daß hoffnungsloser Schwachsinn eintreten könnte."

Mit diesem Brief in der Tasche ging ich schweren Herzens jeden Tag in mein Bureau nach Westminster. Jede Lebensfreude war mir geschwunden, ich kümmerte mich um nichts und um niemanden mehr.

Vergebens versuchte Harry Hambledon, mich auf andere Gedanken zu bringen. Eines Abends drängte er so lange in mich, mit ihm und Nora ins Palais de Danse zu gehen, bis ich zusagte. Statt aber zu tanzen, saß ich in einer Ecke und schlürfte meine Cocktails — das Tanzen hatte gar keine Anziehungskraft auf mich.

Zum Glück gab es im Bureau gerade viel zu tun, die Firma hatte vier Kontrakte bezüglich der Beleuchtungs- und Telephoninstallation in großen Hotels mehrerer Provinzstädte abgeschlossen und ich befand mich meistens auf der Reise. Diese Beschäftigung ließ mir keine Zeit dazu, allzusehr über den hoffnungslosen Zustand des Mädchens nachzugrübeln, zu dem ich eine tiefe Zuneigung gefaßt hatte.

Als ich eines Morgens im Expreßzug nach Bude saß, las ich folgendes in der Zeitung:

„Oswald De Gex, der bekannt internationale Finanzmann, wurde am kommenden Donnerstag vom Bürgermeister zu einem Tee ins Rathaus geladen. Unter den Gästen werden sich auch die Ministerpräsidenten von Spanien und Holland befinden, die sich zurzeit in einer amtlichen Angelegenheit in London aufhalten. Obwohl Herr De Gex hier in London ein Haus besitzt, hält er sich nur selten hier auf. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines Finanzplanes, durch welchen England die gesamte Ausbeute der kürzlich in Ecuador entdeckten reichen Ölquellen gesichert werden soll."

Oswald De Gex war also noch immer in London! Ich war starr. Der Reichtum, der ihn wie ein Wall umgab, schien ihn unverwundbar gemacht zu haben.

Zuerst war ich empört, als ich diese Zeitungsnotiz gelesen hatte, als ich aber wieder ruhiger geworden war, beschloß ich, weiter zu warten und meine Augen offen zu halten.

Am darauffolgenden Freitag kehrte ich nach London zurück und las auf der Fahrt den Bericht über den glänzenden Empfang, den man tags vorher dem Meisterverbrecher bereitet hatte und welche Lobreden zwei englische Politiker und die beiden fremden Minister auf ihn gehalten hatten, die ihn als das größte Finanzgenie des Jahrhunderts bezeichnet hatten.

Unterhalb des Artikels war ein Bild abgedruckt, wie er als Gast der Stadt London lächelnd neben dem Bürgermeister stand. De Gex ließ sich zwar nur selten photographieren, doch irgendein geschickter Reporter hatte ihn jedenfalls in einem unbewachten Moment abgeknipst. Seine Abneigung gegen das Photographiertwerden war nur zu begreiflich. Bei jedem Menschen, sei es Mann oder Frau, der sich weigert, sein Bild in den Zeitungen veröffentlichen zu lassen, kann man als Grund hierfür die Furcht vor der Entdeckung irgendeines verborgenen Skandals vermuten.

In Scotland Yard und bei der Pariser Sureté gibt es eine Anzahl von Photographiealbums und es ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt, daß die Zeitungen täglich nach den Gegenstücken der dort Abgebildeten durchgesehen werden.

Oswald De Gex war an diesem Tage ohne Zweifel der Löwe von London. Von seiner Frau hörte man nichts, wahrscheinlich war sie noch in der Villa Clementini.

Die Tage wurden schon kürzer und der Winter stand vor der Tür. Frau Tennison war immer noch in Lyon und Harry Hambledon ging jeden Morgen aufs Polizeigericht in Hammersmith, wo er kleinere Fälle verteidigte. Seine Beredsamkeit und Geschicklichkeit als Anwalt war von seiten der Polizeirichter schon wiederholt anerkannt worden und mit der Zeit brachte er es zu einer ganz einträglichen Praxis.

So war es Ende Oktober geworden. De Gex wohnte in der Stretton Street und war, wie man erzählte, mit der Ausarbeitung eines Meliorationsplanes für Liberien, den westafrikanischen Freistaat, beschäftigt. Wiederholt äußerte er sein Bedauern über das Hinscheiden seiner Partner, des Grafen Chamartin aus Madrid und des Barons van Veltrup aus Amsterdam, doch hatte er sich bereit erklärt, die wichtigsten Angelegenheiten allein durchzuführen, obwohl fast zwei Millionen Pfund auf dem Spiele standen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von der Reinlichkeit.

Von Gerd Dameran-Kassel.

Das frühe Mittelalter hatte ebenso wie die Zeit der Römer ein ausgeprägtes Reinlichkeitsbedürfnis. Daß man sich sofort nach dem Aufstehen Gesicht und Hände mit frischem Wasser wusch, erscheint nur im Hinblick auf spätere Zeiten besonders erwähnenswert. Man badete aber auch sehr oft. Es ist bezeichnend, daß man den Dienstboten damals kein Trinkgeld, wohl aber ein „Badegeld" gab, und wenn die Handwerker am Schluß der Woche eine Stunde früher Feierabend machten, nannte man das allgemein „Badschicht". Die öffentlichen Badestuben wurden fleißig besucht. Man sah sich erst genötigt, sie zu schließen, als durch sie ansteckende Krankheiten in furchtbaren Ausmaßen Verbreitung fanden. Das öffentliche Baden war vielfach zu einem Vergnügen geworden, das ausartete und wenig erfreuliche Nebenerscheinungen zeitigte. So ist es nicht verwunderlich, daß die Anschauungen ins Gegenteil umschlugen und man in der Enthaltsamkeit vom Baden geradezu ein moralisches Verdienst sah. Man vernachlässigte die Körperpflege immer mehr, und vom sechzehnten Jahrhundert ab wurde die Reinlichkeit zu einem unbekannten Begriff. Selbst die Vornehmsten wuschen sich bald nicht mehr, ja, sie reinigten nicht einmal täglich die Hände. Vom König Ludwig XIV. von Frankreich, dem „Sonnenkönig", ist es bekannt, daß er sich nicht wusch und nach dem Aufstehen das Gesicht nur mit einem in Parfüm getauchten Tuch abwischte. Zum Händereinigen genügten ihm ein paar Tropfen Rosenwasser, die auf die Fingerspitzen gegossen wurden. Die Kaiserin Anna von Rußland benutzte sogar anstelle von Wasser Butter zum Abreiben des Gesichts. Daß Lieselotte von der Pfalz sich jeden Tag die Hände — nicht etwa auch das Gesicht! — wusch, war viel, denn andere Fürstinnen pflegten das nur einmal in der Woche zu tun. Und dabei schnupften gerade damals die Damen und Herren eifrig Tabak. In ihrer urwüchsigen Art, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, schrieb Lieselotte von der Pfalz einmal über die Pariser Hofgesellschaft: „Es ist eine abscheuliche sach mit dem Tabaque. Es ärgert mich recht, wenn ich hir alle weibsleut mitt den schmutzigen Nasen, als wen sie sie in Dreck mit Verlaub berieben hatten, daher kommen und die finger in alle der Männer Tabactiere stecken sehe." Schon im vorhergehenden Jahrhundert hatte sich in Schlesien die Gesellschaft der „Unfläter" gebildet, deren Mitglieder sich verpflichten mußten, sich nie zu waschen! Den Folgen dieser Vernachlässigung der Körperpflege suchte man allgemein durch einen großen Verbrauch an Duftstoffen zu begegnen. Man bevorzugte die stark riechenden wie Moschus, Bisam, Benzon, Ambra mit nur zu gutem Grunde. Seife kannte man nicht, und als etwas ganz Besonderes wurde der Herzogin von Jülich ein Stückchen Seife aus Italien mitgebracht und die Erläuterung dazu gegeben, daß man damit die Haut wasche. Waschtische und Waschbecken waren bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein unbekannte Begriffe. Mit einer Gießkanne wurde über einem Becken etwas Wasser über die Hände gegossen und das Gesicht ein wenig benetzt. Als dann die Waschtische aufkamen, hatten sie in den Bürgerhäusern ihren Platz in der — Putzstube, das heißt, sie waren mehr zum Staat als zum Gebrauch da. Erst etwa vom Jahre 1800 an gehörte der Waschtisch — damals meist ein Dreifuß, der die Schüssel trug — zu den Möbelstücken, die im Bürgerhaushalt nicht fehlen durften.

An Badeeinrichtungen war natürlich noch weniger zu denken. Als man im Schloß zu Versailles eine aus alter Zeit stammende Badewanne zufällig wieder auffand, wußte man mit ihr nichts anzufangen und benutzte sie als Schale für einen Springbrunnen. Selbst im vorigen Jahrhundert wurde die Badewanne noch viel umkämpft, und als ein Holländer die erste Badewanne nach Cincinnati in Amerika einführte, erhob sich ein wahrer Entrüstungssturm. Selbst die Ärzte erklärten sich gegen die Badewanne und behaupteten „auf Grund wissenschaftlicher Forschung", daß man sich in ihr nur rheumatische Leiden, Fieber, Lungenentzündung und andere Krankheiten hole. Noch im Jahre 1843 verlangte die Bürgerschaft von Philadephia ein Verbot des Badens, und in einem anderen Staat wurde jede Badewanne mit 30 Dollar besteuert und das zum Baden gebrauchte Wasser nur zu erhöhtem Preise geliefert.

Ging man in früheren Zeiten schon mit dem Wasser sehr sparsam um, so war die Sparsamkeit an Wäsche noch viel größer. Mehr als zwei Hemden besaß im Mittelalter kaum jemand. Sie wurden erst gewechselt, wenn sie verbraucht waren. In der Kleidung trieb man einen großen Aufwand, aber ein kleiner, heute uns unentbehrlicher Gegenstand, das Taschentuch, war noch durchaus nicht im allgemeinen Gebrauch. Die „Fazilettlein", wie man sie damals in Erinnerung an ihre italienische Herkunft nannte, waren im sechzehnten Jahrhundert noch eine Neuheit. Das geht aus einer Anstandslehre für Knaben hervor, in der folgende merkwürdige Frage zu finden ist: „Ist's auch höflich, mit dem Barett oder Rock die Nase zu schnäuzen?" Die Antwort lautete: „Nein, denn solches gehört sich zu tun mit dem Fazilettlein; so aber feine Leute vorhanden, soll sich der Knabe dabei umkehren und sauber machen." Wer in jener Zeit zwei Taschentücher besaß, kam sich sehr reich vor und bestimmte in seinem Testament ausdrücklich die Erben für dieses kostbare Besitztum.

Daß man den Haaren und dem Kopf keine besondere Pflege zuwandte, darf bei dem unentwickelten Reinlichkeitsempfinden jener Zeit nicht wundernehmen. Zwar wurden die Haare zu den kunstvollsten Gebäuden aufgetürmt, aber weil die Herstellung dieser Haartrachten schwierig war, ließen die vornehmen Damen sie nur alle acht bis vierzehn Tage neu herrichten, die Frauen und Mädchen des Mittelstandes gar nur jeden Monat einmal. Was das für Folgen hatte, kann man sich ohne große Phantasie ausmalen. Es gehörte deshalb auch damals ein seltsames Gerät zum Bedarf der Damen. Der Kopfkratzer, dessen Länge der Höhe der Haartrachten entsprach. Als weitere Absonderlichkeit sei erwähnt, daß in Spanien eine Dame ihrem Anbeter keine größere Gunst erweisen konnte, als wenn sie ihm gestattete, ihren Kopf nach — Ungeziefer abzusuchen.

Um die Reinlichkeit im Hause und auf der Straße war es ebenfalls schlecht bestellt. Einzelne Ereignisse geben in dieser Beziehung sprechenden Aufschluß. Als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1183 im großen Saal des Schlosses zu Erfurt einen Reichstag abhielt, brach der Fußboden ein, und alle Teilnehmer stürzten in die Kloake, die sich unmittelbar unter dem Saal befand. Acht regierende Fürsten und viele Ritter fanden dabei den Tod. In Reutlingen waren zu derselben Zeit die Straßen in einem derartigen Zustande, daß gelegentlich eines Kaiserbesuchs der kaiserliche Gast beinahe im Straßenschlamm ertrunken wäre. Bezeichnend ist auch die Verordnung des Nürnberger Magistrats aus dem Jahre 1490, daß täglich ein Knecht die toten Schweine, Hunde, Katzen, Hühner und Ratten auf den Straßen sammeln und vor das Tor bringen sollte. In Berlin ging noch im siebzehnten Jahrhundert die Straßenreinigung in der Weise vor sich, daß jeder zum Markt kommende Bauer eine Fuhre Straßenschmutz vor die Tore der Stadt schaffen mußte. In Potsdam waren die Menschen, die weder Wagen noch Sänfte besaßen, genötigt, oft auf Stelzen zu gehen, um überhaupt durch den Schmutz der ungepflasterten Straßen hindurch zu kommen. Als König Philipp August von Frankreich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts am Fenster seines Schlosses in Paris stand und einige vorüberfahrende Wagen den Straßenschmutz aufwühlten, stiegen derartige Gerüchte auf, daß der König in Ohnmacht fiel. Er befahl darauf, einige Straßen zu pflastern. Es dauerte aber trotzdem noch mehrere Jahrhunderte, bis es in Paris zu einer regelrechten Straßenreinigung kam, und noch im Jahre 1666 war man von der vorgenommenen Reinigung der Straße so begeistert, daß man zu dauerndem Gedächtnis an diese Tat zwei Medaillen schlagen ließ. Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß die Straßenreinigung überall mit Freuden begrüßt wurde. In Madrid zum Beispiel reichten die Ärzte dem König, der eine Reinigung der Straßen angeordnet hatte, eine Denkschrift ein, in der sie ausführten, es wäre höchst gefährlich, die gesunde Luft der Stadt durch solche Maßnahmen zu ändern!

Die nette junge Dame.

Skizze von Herbert Steinmann.

„Wirklich eine nette junge Dame", sagte Honoria Canderbilt mit einem so echten Tone der Bewunderung, daß ihr Gatte fast erschrocken ob solch ungewohnter Neidlosigkeit die Augen hob.

In der Tat, das Mädchen, das sich da zwischen den Tischen der Hotelterrasse in der Richtung nach dem berühmten Strand von Miami hin bewegte, konnte sich sehen lassen. Die ganze ranke, schlanke Gestalt strahlte vollkommene Harmonie und harmloseste Fröhlichkeit aus, und es hätte gewiß nicht der glitzernden, offenbar sehr kostbaren Schmuckstücke an ihrem schlichten Sommerkleide bedurft, um die Unbekannte aus der Masse der Damenwelt dieses amerikanischen Luxusbades hervorzuheben.

Honoria Canderbilts Augen funkelten vor Neugier. „Jimmy, wer ist sie?"

Gehorsam ließ der lebende Banktresor Canderbilt den mageren Zeigefinger an der Namenreihe der Kurliste entlang gleiten. „Miß Evelyn Curtis, Dallas, Texas", meldete er dann. „Ich glaube, es ist der Weizen-Curtis, Honoria. Ein paar Millionen mag er schwer sein." Und dann wurde der Fall Evelyn Curtis für das Ehepaar als erledigt betrachtet.

Für den jungen Mann dagegen, der etwas abseits von dem allgemeinen Trubel des Strandlebens auf einer Düne lag, begann besagter Fall gerade erst jetzt. „Wirklich, eine nette junge Dame", murmelte er und schob das Fernglas sorgsam in die Tasche seines weißen Jacketts. „Wirklich ein fabelhafter Schatz, zu dem du dir nochmal gratulieren wirst, Jack Potter. Jetzt oder nie!"

Nach diesen rätselhaften Worten erhob sich der Gent, klopfte den Sand von den Bügelfalten und ging auf Evelyn Curtis los . . .

Die unmittelbare Folge war ein Gespräch, das zu ziemlich später Stunde angesichts der geheimnisvoll rauschenden See und eines diskret dunkelblauen Nachthimmels in einem einsamen Strandkorbe stattfand.

Eine sympathische Männerstimme sagte: „Evelyn, oh Evelyn, tausendmal schöner als dein Märchenname bist du selber." Das war zweifellos das Organ des jungen Mannes, der sich in Selbstgesprächen „Jack Potter" zu nennen pflegte.

„Archibald, Schmeichler, du bist eben ein Dichter —" flüsterte melodisch die Stimme der netten jungen Dame. „Meinen ganzen Schmuck, mein ganzes Vermögen würde ich hergeben, um ein Gedicht von dir . . ."

Heiliges Kanonenrohr, geht die ins Zeug! dachte „Jack Potter", aber Archibald Duncan fuhr fort: „Dein Schmuck, Lieb" — schmerzliches Stöhnen — „ach, er erinnert mich nur daran, daß du die Tochter eines Millionärs bist und ich, ich . . . übermorgen muß ich abreisen. Gewähre mir noch ein Stelldichein, fern diesem Ort des Luxus, dieser Opferstätte des Gottes Mammon, hörst du, Lieb!"

„Oh, Ar—chi—bald!" flötete die nette junge Dame.

„Da hinten an der großen Autostraße will ich dich erwarten . . . um Mitternacht . . . und dann fahren wir dem grauenden Morgen entgegen, nur du und ich. Komm, mein Lieb, komm im schlichten Kleid, ohne Schmuck und Pretiosen, willst du?"

„Oh, Ar—chi—bald, ich werde kommen. Ja, ich werde kommen."

Aber „Jack Potter" dachte: „Ach, sind diese Weiber dumm!

Denselben spöttischen Gedanken hatte derselbe sonderbare Herr, als er vierundzwanzig Stunden später, nur mit einem schwarzseidenen Pyjama und weichen Hausschuhen bekleidet, vor der Zimmertür Evelyn Curtis' stand.

Jetzt schob er ein kleines blitzendes Stahlinstrument in das Schlüsselloch der Tür, die sich lautlos öffnete. Eine Taschenlampe blitzte auf. Die Tür schloß sich.

Der nächtliche Besucher schritt geradewegs auf den Nachttisch zu. Wie gut ihn die kleine Plaudertasche unterrichtet hatte! Wahrhaftig, da standen die Schmucketuis sauber aufgebaut — wie zum Mitnehmen. Eine schmale Männerhand griff gierig nach dem mittelgroßen, braunen Lederkästchen, das obenauf stand . . .

Da wurde es hell im Zimmer.

In jähem Schreck wandte sich der Eindringling um. Die hohe Japanvase neben ihm stürzte mit dumpfem Krach zu Boden und zerbarst auf dem Teppich. Aus dem Nebenzimmer erklang der spitze Schrei einer Frauenstimme.

Mitten im Zimmer Evelyn Curtis' stand die nette junge Dame. Sie hatte ihre kleinen Fäuste tief in die weiten Taschen ihres Reisekostüms vergraben und sah streng und vorwurfsvoll auf ihren nächtlichen Besucher.

„Oh, Evelyn, du?" Vergebens versuchte Archibald Duncan — oder wie er heißen mochte — seiner Stimme den bezaubernden, sympathischen Klang zu geben, der die bewußte Strandkorbszene so überaus wirkungsvoll gemacht hatte. „Du, Evelyn, du? Ich wollte . . . ich wollte, ehe ich abreiste, nochmal diesen Raum sehen, dieses Zimmer, das den Zauber deiner Persönlichkeit so ganz ausstrahlt, die Sehnsucht . . ."

„Sparen Sie sich diese Komödie, Archibald Duncan!" Die süße Weichheit war aus dieser Mädchenstimme verschwunden. „Wieviel reiche, romantisch veranlagte Mädchen haben Sie eigentlich schon mit diesem Trick unglücklich gemacht. Wie viele ließen Sie schon vergebens auf den Ritter warten, während Sie ihnen Schmuck und Geld stahlen? Wie viele?"

„Oh, Evelyn . . ."

„Sie sind ein Schuft, mein Lieber. Das Etui in Ihrer Hand überführt Sie. Öffnen Sie es nur, öffnen Sie es! Es wird Ihnen Freude machen."

Wie unter einem unwiderstehlichen Zwange hob der Ertappte den Deckel des Lederkästchens. Er sah hinein und erbleichte. Vor ihm lag auf dem dunkelroten Samt — ein silbernes Detektivabzeichen der Bundespolizei der Vereinigten Staaten.

In diesem Augenblick wurde die Tür des Zimmers unsanft aufgerissen. Die dürre Gestalt Honoria Canderbilts stürmte an der Spitze einer Anzahl unzureichend bekleideter Menschen in den Raum. Beim Anblick des Herrn im schwarzen Pyjama stieß sie einen wilden Schrei aus.

Gelassen wandte sich Archibald Duncans Schwarm um: „Sie verkennen vielleicht die Situation, verehrte Dame. Mein Name ist Evelyn Curtis, Detektivbeamtin aus Newyork, Spezialabteilung für Hochstapler, Hoteldiebe und Heiratsschwindler." Ein Blick tiefer Verachtung traf den Mann im schwarzen Pyjama. „Jack Potter, ich verhafte Sie . . ."

Ergeben streckte der angebliche Archibald Duncan die schmalen Hände den blitzenden Stahlfesseln entgegen. „Verdammt", murmelte er, „wirklich eine nette junge Dame!"

Aphorismen.

Von L. Rose-Schöneberg.

Ein Lob richtig einzuschätzen, ist sehr schwer, da unsere Natur dazu neigt, es als verdient hinzunehmen, ohne darüber nachzudenken, aus welchen Beweggründen es uns erteilt wurde.

*

Es gibt Menschen, die sich so in ihr Leid verstricken, daß es ihnen schließlich zum Lebenselixier wird.

*

Großsein heißt nicht immer Gutsein, aber Gutsein heißt immer Großsein.

*

Ich liebe die Lebenskünstler, sie sind wie die Kinder, denen selbst der Regen noch zum ergötzlichen Spiel wird.

*

Wer nicht die Kraft hat, alle Verwicklungen seines Lebens wie gordische Knoten zu durchschlagen, wird selten etwas Ganzes erreichen; denn sie zu lösen, reicht unsere Lebensdauer nicht aus.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.